Dima und Sascha

Zwei ukrainische Zwillingsbrüder ziehen freiwillig in den Kampf. Ihre einzige Bedingung – kein Kommandant darf sie je auseinanderreissen. Sie wissen: Nur zusammen haben sie eine Chance, zu überleben.

Von Marina Klimchuk, NZZ am Sonntag, 25.01.2026

Wer Kind war in der Sowjetunion, der kennt den Slogan von Schulfesten und Militärparaden: Miru Mir – «Der Welt den Frieden». Es gibt ein Foto aus dem Kindergarten: eineiige Zwillinge in schneeweissen Hemden und dunklen Hosen. Sie blicken ernst in die Kamera, in den Händen halten sie ein Fähnchen mit der Aufschrift Miru Mir. Das Sowjetimperium, verdichtet auf einen Moment. Lange ist es her, dass Dima und Sascha Lutschenko die Buben auf diesem Foto waren. Der Frieden ist zu einer Erinnerung verwaschen.

Draussen nieselt es, in der Ferne Artilleriegeknatter. Über der Asphaltstrasse sind Anti-Drohnen-Netze gespannt. Wie Spinnweben durchziehen sie den Himmel. Die Zwillinge sitzen in einem Pick-up am Strassenrand und schweigen. Beide in Uniform, kräftige Statur, an den Seiten kurzgeschorenes Haar. Jeden Moment müsste das Fahrzeug mit den drei Verwundeten aus dem Schützengraben hier sein. «Mach die Musik aus», zischt Sascha. Dima stopft einen blauen Einweghandschuh zwischen das Lenkrad, zur Vorbereitung. Sascha guckt auf sein Handy, seine Gedanken sind weit weg in den Telegram-Kanälen: Nachrichten, Playboy, Soldatenweisheiten. Aus dem Autofenster kann man die Felder der ukrainischen Provinz sehen und einen Bauern, der Traktor fährt.

Kennengelernt habe ich die Zwillinge, 41, einige Monate zuvor in der psychiatrischen Abteilung eines Krankenhauses in der ostukrainischen Grossstadt Dnipro. Dort behandelte man sie wegen posttraumatischer Belastungsstörung. Als Sanitäter evakuierten sie Verwundete aus den vordersten Frontabschnitten. Sie seien einander alles, sagten sie mir: Psychologe, Mutter, Ehefrau, Bruder. Im Krieg ist ihre einzige Bedingung, dass kein Kommandant sie je auseinanderreissen darf, unter keinen Umständen. Sonst würde einem von ihnen etwas zustossen. Davon sind sie überzeugt.

Sascha: Zweimal waren wir getrennt, zweimal habe ich überlebt. 2023 haben sie uns auf unterschiedliche Stellungen geschickt, weil Leute fehlten. Wir waren dumm damals und haben eingewilligt. Am vierten Tag regnete es Artillerie auf mich und schüttete den Keller zu, in dem ich sass.

Dima: Er rannte mitten in der Nacht mit einer Gehirnerschütterung zu meiner Hütte. Ich kann mich nur noch an dieses überwältigende Gefühl der Erleichterung erinnern, als er vor mir stand.

Sascha: Das zweite Mal war letzten April. Unsere Kommandantin wollte Dima für den Geburtstermin seines Sohnes nicht freigeben. Lass ihn gehen, hab ich gesagt, ich mache alles allein. Ich schlief in einer verlassenen Hütte in der Ecke am Fenster. Nachts fiel eine Lenkbombe auf ein Denkmal vor dem Haus. Mich schmiss es durch den Raum. War aber nur eine Gehirnerschütterung.

In der Klinik nahmen sie vor dem Frühstück täglich Dipperam gegen hohen Blutdruck und zwei hellblaue Pillen gegen Aggressivität ein. Nach dem Frühstück Escitalopram Teva gegen Angstzustände und Depression. Um 20 Uhr das Beruhigungsmittel Mebikar und um 21 Uhr das Schlafmittel Kvetiron. Seit sie die Medikamente nehmen, geht es ihnen besser. Nachts helfen sie gegen die Albträume. Nach ihrer Rückkehr an die Front hat man die Zwillinge in der 157. mechanisierten Brigade von einfachen Sanitätern zu Feldschern befördert. Jetzt leiten sie als eine Art Arzthelfer die medizinische Sammelstelle ihrer Infanterieeinheit.

Ist man verwundbarer, wenn der Mensch, der einem am nächsten steht, immer gleichzeitig in Gefahr schwebt?, fragte ich mich. Oder übersteht man diese Hölle nur zu zweit? Wir blieben in Kontakt. Ich wollte sie besuchen, um ihre Welt zu sehen. Und hier sitzen wir also, zwölf Kilometer von der Nulllinie entfernt, bei Saporischja im Auto und warten. Eine Woche werde ich hier verbringen.

Um 17.58 Uhr – endlich! Das amerikanische Kampffahrzeug MaxxPro kriecht im Schneckentempo über die Strasse, eine Drohne mit Sprengladung hat es gerade knapp verfehlt. Nur der Vorderreifen ist zerschossen. Sascha rennt auf das Fahrzeug zu, Dima dicht hinter ihm. Alles muss schnell gehen. Jederzeit könnte in den Pick-up der Lutschenkos eine Drohne fliegen. Zu gefährlich sind die Evakuierungen geworden, oft sammelt man nicht einmal mehr die Toten ein.

Drei Soldaten steigen aus. Einer hat eine Platzwunde am Kopf, ein anderer humpelt. Er hat ein Zweifränkler-grosses Loch in seiner Pobacke. Sascha und Dima wuchten die zwei auf die Ladefläche des Pick-ups, der Dritte setzt sich mit zerschmettertem Schulterknochen und einer Blutkruste am Auge auf den Rücksitz. Dima düst los. Im Auto riecht es nach Schweiss und Blut. Der Stabilisierungspunkt liegt wenige Autominuten entfernt. Hier findet die Erstversorgung statt, bevor man die Verwundeten in Krankenhäuser bringt. Die Maschinen piepsen, Pflegerinnen beugen sich über Betten.

Manchmal essen Soldaten auf ihren Stellungen in einer Woche nur fünf Snickers. Sie können nicht viel mit sich tragen, müssen wach bleiben, schon ein Pinkeln oder ein Toilettengang kann Leben kosten. Im Behandlungsraum breitet sich ein dumpfer Kotgeruch aus. Der Soldat mit der Platzwunde entschuldigt sich, er stinke. Die Zwillinge stehen neben ihm und reden beschwichtigend auf ihn ein. «Heute ist mein Geburtstag», teilt der Soldat mit, während er sich frische Kleidung anzieht. 37. «Ich war in der Hölle und habe es hinausgeschafft, das ist das Geschenk.» Er bittet darum, seine Familie anzurufen. Nach 38 Tagen in der Grube hat sein Gesicht einen aschfahlen Ton, er wirkt wie ein Greis. Ein Kamerad, Alkoholiker, erzählt er, sei hysterisch geworden und habe ihm mit seinem Maschinengewehr auf den Schädel geschlagen.

In den ersten Monaten der russischen Vollinvasion gingen wie Dima und Sascha eine grosse Zahl von Freiwilligen an die Front. Heute leben viele dieser Soldaten nicht mehr und wurden von jenen ersetzt, die der Einberufung lieber entgangen wären. «Waschlappen», wird Sascha das Geburtstagskind kurze Zeit später am Küchentisch nennen. «Trotzdem ein Held. Hat 38 Tage durchgehalten. Wenn er nicht Fahnenflucht begeht, werden sie ihn bald in den Schützengraben zurückschicken.»

Zu Beginn der Vollinvasion schweisste der Schock über den Kriegsausbruch Zivilistinnen und Soldaten zusammen. Vier Jahre später leben die Zwillinge und ihre Familien zu Hause im nordukrainischen Tschernihiw in unterschiedlichen, voneinander getrennten Realitäten. Ausser dem, was sie in den Nachrichten erfahren, bleibt das, was an der Front vor sich geht, für sie unbegreiflich. Zwischen der Ukraine, die im Osten kämpft, und der Ukraine, die nachts vom Surren der Drohnen wachgehalten wird und auf das Ende des Krieges wartet, verläuft ein tiefer Riss.Dima und Sascha rufen jeden Tag zu Hause an. Sie schicken Geld und vermissen ihre Kinder. Innerlich schotten sie sich ab. Die Psychiater in der Klinik haben ihnen geraten, ihren Frauen nichts zu erzählen von dem, was sie hier erleben, wie es ihnen wirklich geht. Die Frauen wollten das nicht hören, und am Ende würde das nur ihnen selbst schaden. Es ist unmöglich, es jemandem zu erklären: die Angst, die zerrissenen Körper, den Geruch von verbranntem Fleisch.

Wenn ich in ruhigen Momenten versuche, Dima und Sascha zum ausführlichen Erzählen zu bewegen, winken sie ab. Ihre Erinnerungen tragen sie gut verschlossen in sich. Am liebsten würden sie sie vergessen, die seelischen Narben aus ihrem Gedächtnis streichen. Wie erträgt ein Mensch jahrelang eine Realität, die kaum zu ertragen ist? «Ich mache einfach meinen Job», sagt Sascha. «Am schlimmsten ist das Packen der Leichensäcke», sagt Dima. Manche Jungs seien achtzehn.

Nach dem Krankentransport fahren die Lutschenkos in ihr Dorf Hrihoriwka zurück. Es ist das vorletzte Dorf vor der Frontlinie, immer noch leben hier Zivilistinnen und Zivilisten. Vor den Häusern reihen sich sorgfältig gepflegte Blumen- und Gemüseäcker. Die Unterkunft der beiden besteht aus vier Kammern und einer Küche. Draussen ein Schutzkeller und ein Schuppen, in dem sie Hunderte Packungen von

Medikamenten und Spritzen aufbewahren. Fliessendes Wasser gibt es nicht, nur ein Plumpsklo im Garten und einen Wassertank, den sie alle paar Tage auffüllen. Die Zwillinge teilen sich ein Zimmer. Im Raum nebenan lebt Valera, 49, ein schweigsamer Typ, der für Reparaturen und Kochen zuständig ist. Jeden Abend sitzt er stundenlang in seinem Auto und telefoniert mit seiner Frau.

Dima und Sascha sitzen in ihrer Küche und erhitzen Borschtsch auf dem Gaskocher, eine traditionelle Suppe mit Randen und Weisskabis. Hinter ihnen stapeln sich Konservendosen: Sardinen, Rindfleisch, Mais. Ein Kätzchen schleicht sich an, man füttert es mit dicken Wurstscheiben. Ihre Gespräche kreisen immer um dieselben Themen: die Kameraden, Geld, die Weltpolitik. Warum hält Europa die Ukraine seit Jahren mit leeren Versprechungen hin? Warum hat Europa so viele Afrikaner und Araber hereingelassen? Warum unterstützt Europa die «Terroristen» in Gaza?

Die Tage hier verstreichen langsam. Die Zwillinge gehen früh schlafen und wachen spät auf. Zum Frühstück trinken sie schwarzen Tee und essen immer das Gleiche: ein Brötchen mit Butter, Käse und Wurst. Wenn es keine Verwundeten zu evakuieren gibt, schlagen sie sich die Zeit tot mit bürokratischen Reports über die Verletzten.

Der Kommandant schickt eine Sprachnachricht über Whatsapp an die Einheit, flucht und schreit minutenlang. Jemand hätte mit den Dorfbewohnerinnen im Supermarkt und bei der Post geflirtet und ihnen erzählt, wo welche Armeestützpunkte lägen. «Seid ihr bescheuert, ihr verfickten Idioten? Nur weil ihr Weiber aufreissen wollt, macht ihr so eine verfickte Scheisse?» Die Gefahr, dass Zivilisten Informationen an die Russen weitergeben, ist immer präsent. Dima und Sascha finden die Nachricht lustig. Sie interessieren sich nicht für die Zivilisten hier, reden nicht mit ihnen. Wozu auch?

Der einzige echte Freund, den sie haben, ist Serhi aus dem Nachbardorf, Infanteriekommandant, ein hochgewachsener Typ, der viel scherzt. Serhi kommt jeden Tag vorbei, oder sie fahren zu ihm. Man sitzt zusammen oder trinkt einen. Die anderen Kameraden hat der Krieg ihnen längst genommen. Geblieben sind die Armen und

Ungebildeten. Die Zwillinge, die studiert haben, fühlen sich ihnen überlegen. Viele hier flüchten sich in den Alkohol. Einer trägt den Beinamen «Darmspülung». Der Zweite ist ein Lügner, der Dritte ein Faulenzer, der Vierte ein Dummkopf. Im Grunde ist es hier nicht anders, als es schon immer war: Sascha und Dima gegen den Rest der Welt.

Die meiste Zeit kapseln sie sich ab. Ein Selbstschutzmechanismus des Körpers, hat die Psychologin Dima erklärt, um nicht verrückt zu werden. Stundenlang liegen sie auf ihren Feldbetten und scrollen durch Telegram und die Whatsapp-Gruppen ihrer Brigade. Sascha links, Dima rechts. Manchmal dringt aus dem Zimmer ein Kichern oder Frauenstimmen am Telefon. Dimas Sohn zahnt, Saschas Teenager-Tochter braucht Geld für ein Geburtstagsgeschenk. Fetzen einer Normalität, die keine ist.

Es dauert ein paar Tage, bis man lernt, die Brüder zu unterscheiden. Sie stottern leicht beim Sprechen. Sie reissen die exakt gleichen Witze, ihr hart gekochtes Ei schälen sie mit den gleichen zappeligen Handbewegungen. Oft ist es eigentlich egal, mit wem der beiden man ein Gespräch führt, weil ihre Antworten ähnlich ausfallen. Wer der Erstgeborene ist, verraten sie niemandem. Sie können diese Frage nicht ausstehen, weil sie Konkurrenz impliziert. Die gab es nie zwischen ihnen. «Wir sind wie Yin und Yang», sagt Sascha. Unterschiedlich und gleich. Immer unzertrennlich.

Sascha hat eine offenere Art. Er gibt mehr Persönliches preis, über seine Ehe, über die Keilereien mit den Leuten hier. Dima ist besessen vom Nahostkonflikt. Er verteidigt die israelische Kriegsführung, redet sich so lange in Rage, bis sein Atem stockt. «Beruhige dich, Dima», sagt Sascha in solchen Momenten, und es klingt ganz weich. In Dimas Blick liegt etwas Ernstes. Vielleicht, weil er als Sechsjähriger wegen einer seltenen Krankheit fast ein Jahr ohne Sascha in einem Kindersanatorium auf der Krim verbringen musste. Eines seiner Beine wuchs schneller als das andere. Länger als das waren sie nie getrennt. Die beiden haben zwar die gleichen Gesichtszüge, aber in ihrem Ausdruck unterscheiden sie sich: Sascha ist die Kindheit noch nicht aus dem Gesicht gewichen.

Sind Sie froh, dass Sie noch nie jemanden töten mussten?

Sascha: Heilfroh. Einmal tötete ein Russe einen von unseren Leuten. Als ich ihn in Kriegsgefangenschaft brachte, schlug ich ihn zur Rache mit meinem Kampfhelm zusammen. Ein grossartiges Gefühl, eine Riesenerleichterung.

Dima: Früher habe ich gesagt, man sollte sie alle erhängen. Will ich das persönlich machen? Nein. Werde ich jeden unterstützen, der sie tötet? Ja! Sie sind der Feind. Einer von unseren Kameraden hat vor Jahren einmal Russen in Kriegsgefangenschaft gebracht und sie dort alle mit einem Messer abgestochen. Verübeln kann ich es ihm nicht.

Sascha: Wir haben russische Soldaten auch schon verarztet und ihre Blutungen gestillt. Ihr Ziel ist es, uns abzuschlachten. Sie alle machen das fürs Geld. Ich will so nicht werden. Ich will ein Mensch bleiben.

Einige Tage später scheint die Sonne, die Vögel zwitschern. Der Herbst hängt in der Luft. Wir sitzen auf Baumstümpfen im Hof, knacken Nüsse vom Baum und trinken Bier. Serhi und sein Mitbewohner sind zu Besuch. Im Vergleich zu ihren Einsätzen im Donbass ist dieser Frontabschnitt zu dem Zeitpunkt relativ ruhig. «Ein Kurort», sagen sie scherzend. Der Feind ist gerade damit beschäftigt, Pokrowsk einzunehmen. Dort lauerten in den Schützengräben auf einen Ukrainer zwanzig Russen. Hier sind es zehn.

Die Zwillinge erzählen, heute früh am Morgen hätten sie einen evakuiert, der ausgesehen habe wie ein ausgemergelter Zombie. «Auschwitz» tauften sie ihn. Auf seinem Weg aus dem Schützengraben hätte er noch zwei Russen abgeknallt. «Wie kann er so sicher sein, dass es Russen waren?», will Serhi wissen. «Das hätten auch unsere Leute sein können!»

Plötzlich ein Pfeifen, der Boden scheint zu wanken. Ich schrecke auf. Wir ducken uns, in kurzen Abständen sind Explosionen zu hören. Sie lachen mich aus. Nur eine russische Lenkbombe. Längst nicht so schrecklich wie Grad – auf Russisch «Hagel» –

ein auf einem Lkw montierter Raketenwerfer, der in 20 Sekunden 40 Raketen abfeuert. Alle hier haben sich daran gewöhnt, dass der Tod nie weit ist. Vor einiger Zeit im Donbass, erzählen sie, fuhren Dima und Sascha zusammen in die Stadt, um sich die Haare schneiden zu lassen. Als sie zurückkehrten, war ihre Unterkunft zerbombt. Sonst reden sie selten über den Tod.

Was Dima und Sascha zum Überleben brauchen, lernten sie seit frühester Kindheit: den Anderen. Die meiste Zeit über waren sie auf sich allein gestellt. Der Vater war ein Alkoholiker, der sie verliess, als sie sieben waren. Die Mutter zog drei Kinder allein und in Armut auf, arbeitete zunächst im Lebensmittelgeschäft, dann auf dem Markt in Tschernihiw. Um fünf Uhr morgens mussten die Zwillinge aufstehen und vor Schulbeginn mithelfen, ihren Stand mit Milch und Käse aufzubauen, bis heute ist ihnen das frühe Aufstehen deshalb verhasst. Ihr acht Jahre älterer Bruder schlitterte früh in die Kleinkriminalität ab und fing an zu trinken. Heute lebt er in der Westukraine, Kontakt haben sie kaum.

Ihre Geschichte erzählen sie als ukrainische Variante des amerikanischen Traums. Beide schlossen sie ein Wirtschaftsstudium ab und übten immer die gleichen Jobs aus: Sportwettenprofis, Bankangestellte, Ersatzteilhändler. Als die russische Vollinvasion begann und sie sahen, wie die Armee selbst Frauen ins intensiv umkämpfte Tschernihiw schickte, wussten sie: Sie würden sich für die Front melden. Aber als Achtzehnjährige hatten sie sich vor dem Militärdienst gedrückt und Bestechungsgeld gezahlt, um ausgemustert zu werden. Erst Monate später nahmen die Streitkräfte sie auf. An jenem Tag fuhren sie in Anzügen von Calvin Klein im Fünfer-BMW beim Militärkommissariat vor. Das zu betonen, ist ihnen wichtig. «Was ich im Leben am besten kann», sagt Dima, «ist Geld verdienen.»

Plötzlich ein Anruf. Sie stürmen los, lassen die Kohlrouladen mit Gulasch zurück und stehen wieder am Strassenrand. Wenn es darum geht, ein Leben zu retten, hat man nicht viel Zeit. Wieder warten. Scrollen. Fluchen. Aber heute taucht das Fahrzeug mit den Verwundeten nicht auf. Nach 45 Minuten wählen sie die Nummer ihres Vorgesetzten. Der MaxxPro habe den Schützengraben nie erreicht, lässt der sie wissen. Die Russen hätten ihn noch auf dem Hinweg abgeschossen. Das Auto ging in Flammen

auf. Fahrer und Beifahrer sind verwundet, aber am Leben. Irgendwo im Gebüsch verstecken sie sich vor den Drohnen.

Auf dem Rückweg ins Dorf ist die Stimmung gedrückt. Ein gepanzerter Mannschaftstransportwagen kostet etwa eine halbe Million Dollar. Die Einheit der Zwillinge lieh ihn regelmässig im Tausch für Dieselkraftstoff von einer anderen Brigade aus. Woher ein neues Fahrzeug für die Evakuierung organisieren? Bis sie das klären, wird man den Verwundeten mit Drohnen Medikamente, Wasser, Lebensmittel und Decken abwerfen und sie versorgen. Beim Essen zu Hause schweigen die Zwillinge. Danach gehen sie in ihr Zimmer und machen die Tür hinter sich zu. An diesem Abend scheint der Mond ganz hell.

Als Aussenstehende lernt man schnell: Es gibt einen Kosmos, in dem nur Dima und Sascha Platz haben. Klar, der Rest der Welt ist auch noch da. Sie bewegen sich in dieser Welt, sind Teil von ihr. Doch im Grunde vertrauen sie nur einander, hören nur auf den Rat des anderen. Sie behaupten, darauf zu warten, dass irgendwann ein Ende des Krieges kommt. Aber je näher ich die beiden kennenlerne, desto mehr entsteht der Eindruck, der Krieg verleihe ihnen eine seltsame Bedeutung, ohne die sie nicht leben könnten. Wer werden sie sein, wenn all das einmal vorbei ist? Wie viel wird noch von den Menschen übrig sein, die sie einmal waren? Wann hört Krieg wirklich auf?

Dima: Könnte ich mich jetzt vom Dienst freikaufen, würde ich das tun. Aber das kostet zwischen 7000 und 10 000 Dollar Schmiergeld pro Mann. Wir haben nicht so viel Kohle.

Sascha: Ich habe Angst, dass der Krieg uns zur Sucht geworden ist. Dass wir Wege finden werden, irgendwo weiter Soldaten zu sein. Vielleicht zahlen die Israeli gute Gehälter.

Dima: Und Angst, dass die Feiglinge, die heute ihr Haus nicht verlassen, um sich vor der Einberufung zu drücken, oder die sich ins Ausland verpisst haben, uns irgendwann sagen werden, wie wir unser Leben leben sollen.

Ihre Ehefrauen haben sie noch nie in Frontnähe besucht. Zu weit weg, zu gefährlich. Dimas Frau quält sich nächtelang allein mit dem Säugling ab, «und du liegst im Bett, wenn du mich anrufst!», wirft sie ihm an schlechten Tagen vor. «Wir haben dich nicht dorthin geschickt», schleudert Saschas Sechzehnjährige ihm entgegen. Nur zu seinem zehnjährigen Sohn verspürt er noch eine enge Bindung. Wenn er ihn vom Fussballtraining abholt und der Junge in seine Arme stürmt, fühlt die Front sich für einen Augenblick ganz weit weg an. Die Frauen glauben den Geschichten ukrainischer Influencerinnen. Die wollten ihnen weismachen, das Leben im Militär bestünde aus Alkohol und Prostituierten. Vielleicht werden ihre Familien zerrüttet sein, wenn sie zurückkehren, sagen die Zwillinge. Mit ihrem Schicksal haben sie sich abgefunden. Vielleicht werden sie jüngere Frauen abbekommen, die sie bewundern, das ja. Aber ein Familienleben, so wie sie es kannten?

In der Nacht auf Samstag regnet es Raketenwerfer und Lenkbomben aufs Nachbardorf. Am Morgen machen wir einen Ausflug nach Saporischja. Auf dem Weg holen wir Serhi ab, der sich verkatert, mit Alkoholfahne und in bester Laune in den Pick-up setzt. Wir bummeln über den Flohmarkt und plaudern mit den Verkäufern, die alten Sowjetkram und Ehrenabzeichen der Roten Armee verkaufen. Dima und Sascha sammeln diese Schätze für ihre Kollektion.

Die Menschen in dieser Stadt trinken in der Sonne Kaffee, die Bäckerfrauen backen ihre Schokoladen-Eclairs, die Fischer fischen am Ufer des tiefblauen Dnipro ihre Karpfen. Die Welt ist heil an diesem Tag, unterbrochen nur vom Raketenalarm. Keiner weiss von den Albträumen und vom Leichensäckepacken dieser zwei, die da am Flussufer stehen und aufs Wasser blicken. Und wem sollten sie es auch verraten? Verstehen würde es sowieso niemand.

Einige Zeit nach meinem Besuch frage ich Dima und Sascha per Chat, wie es ihnen geht. Vor kurzem hätten sie Hrihoriwka als Letzte aus ihrem Bataillon verlassen, antwortet Dima, Drohnen würden über dem Dorf kreisen. Ihr Freund Serhi wird vermisst. Die Russen kämen immer näher.